

Zeitschrift:	Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber:	Auslandschweizer-Organisation
Band:	28 (2001)
Heft:	5
Artikel:	Der Euro : Europa auf der Suche nach einer universellen Sprache
Autor:	Crivelli, Pablo / Manouk, Georges
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-911036

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Europa auf der Suche nach einer universellen Währung

Den Ruf nach einer europäischen Einheitswährung gab es schon vor Christi Geburt.

Trotzdem wird sich mancher Europäer ohne Landeswährung etwas verloren vorkommen. So war das wohl auch 1851, als die Schweizer Abschied nehmen mussten von ihren 700 Münzwährungen.

PABLO CRIVELLI

«EUROPA WAR NIE EINS», schrieb vor knapp zwei Jahren der britische Historiker Norman Davies in einer mit «Visions of Europe» betitelten Spezialausgabe der amerikanischen Zeitschrift «Time». All jene, denen das Römische Imperium oder das Heilige Römische Reich deutscher Nation als eine Art «Goldenes Zeitalter» erschien, mussten sich eines Besseren belehren lassen: Auch auf dem Höhepunkt ihrer Macht gelang es den Römern nicht, den gesamten Kontinent unter sich zu vereinen – grosse Teile Nord- und Osteuropas gelangten mit dieser Zivilisation nie in Kontakt. Gleichermaßen widerfuhr den deutschen Herrschern: Ihr Unterfangen, Europa mit Schwert und Evangelium zu vereinen, scheiterte kläglich. Und selbst das Christentum konnte eine Teilung nicht verhindern, wie das Schisma zwischen lateinischer und griechischer Kirche kurz nach dem Jahr 1000 sowie 500 Jahre später die protestantische Reformation zeigen. Spätere Versuche, die europäische Landkarte etwa im Namen der «Revolution» oder der rassischen Überlegenheit neu zu ziehen, waren nur von kurzer Dauer. Und die Europäische Union umfasst heute trotz ihres Namens lediglich 15 von 40 möglichen Staaten.

Die Währung als universelle Sprache

Zwar trifft es zu, dass in Europa die kulturellen Unterschiede noch immer markant



ImagoPress

sind und die Geschichte dieses Kontinents eine kontinuierliche Abfolge von Konflikten ist, doch ebenso wahr ist, dass diese Spaltungen nie ein unüberwindliches Hindernis darstellten für die Zirkulation von Ideen, von Menschen, von Waren und damit von Währungen. Insbesondere die Idee einer Einheitswährung ist nicht neu, doch im Unterschied zum Euro erfolgte ein solches Unterfangen immer nach einem politischen Einigungsprozess. Bereits der römische Kaiser Augustus (27 v. Chr.–14 n. Chr.) verfügte die Einführung von zwei Referenzwährungen – einer aus Gold und einer aus Silber – für die unter seiner Herrschaft stehenden

Gebiete. Rund zwei Jahrhunderte lang erfreuten sich diese Währungen grosser Beliebtheit bei Kaufleuten und Sparern, weil deren Stabilität sie zu einem allseits akzeptierten Zahlungsmittel und zu einer guten Wertanlage machten. Was den Römern recht war, war den Karolinen billig – auch sie führten eine Einheitswährung ein. Doch dies sind lediglich zwei isolierte historische Beispiele; das europäische Währungskaleidoskop war immer geprägt von einer ausserordentlichen Vielfalt. Häufig handelte es sich bei den Währungen um Zahlungsmittel mit beschränkter Reichweite und Bedeutung. Um in diesem Währungslabyrinth

ellen Sprache

trotzdem vernünftig handeln zu können, verwendeten Bankiers und Kaufleute deshalb eine Art Währungskorb mit international anerkanntem «Geld». Im Mittelalter waren dies die venezianischen Dukaten und die florentinischen Fiorini – ein Zeichen für die damalige wirtschaftliche Führungsposition der italienischen Handelsstädte. Im 16. Jahrhundert verlagerte sich das wirtschaftliche Epizentrum auf die Iberische Halbinsel: Die spanischen Könige verwandelten das in der Neuen Welt geplünderte Silber in eine Währung – den Peso, der sich innerhalb weniger Jahrzehnte auf den Märkten der Welt durchzusetzen vermochte und sogar in China anerkannt war. Im 19. und 20. Jahrhundert kam die Rolle der Leitwährung dem britischen Pfund beziehungsweise dem nordamerikanischen Dollar zu. Der Wunsch

und das Streben nach einer Vereinfachung des Währungssystems haben sich jedoch in all dieser Zeit nie verflüchtigt. Das silberne Fünf-Franken-Stück der Lateinischen Münzunion (1865–1927) repräsentierte einen ersten Versuch zur Etablierung eines einheitlichen Rechnungs- und Münzsystems zwischen Frankreich, Italien, der Schweiz und Belgien. Neben der Lateinischen Münzunion existierten in der ungefähr gleichen Zeitepoche eine österreichisch-deutsche (1857–1867) und eine skandinavische Münzunion (1872–1932).

Der Euro, nur ein Vorspiel?

In der Vergangenheit nahm die Währung die Rolle einer universalen Sprache ein. Diese vermochte es, sprachliche und kulturelle Barrieren zu überwinden. Deshalb setzt die Europäische Union auf den Euro, um das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen jenen Bürgern zu stärken, die in Staaten leben, die sich an der Währungsunion beteiligen. Schliesslich waren bereits die Begrün-

der der europäischen Gemeinschaft der Überzeugung, dass sich die Vereinigten Staaten von Europa nur «von unten» her konstituieren lassen würden, dass also der Anfang von politisch als weniger brisant geltenden Bereichen aus zu erfolgen habe: die kontinuierliche Etablierung eines Einheitsmarktes als Wegbereiter der politischen Einheit. Der Euro bildet demnach den letzten Mosaikstein dieses in der Nachkriegszeit eingeleiteten Prozesses.

Das Projekt einer europäischen Einheitswährung bekam in den siebziger Jahren kräftig Aufwind. Damals drohten Kurs-Turbulenzen die Schaffung des Einheitsmarktes zu gefährden. Im Jahre 1979 wurden mit der Einführung einer Referenzwährung, des Ecu, strengere Richtlinien gesetzt. Der Prozess gewann Mitte der achtziger Jahre auf Initiative des Europaparlaments und des damaligen Präsidenten der EU-Kommission, Jacques Delors, neue Dynamik; der Fall der Berliner Mauer und die deutsche Wiedervereinigung brachten eine weitere →

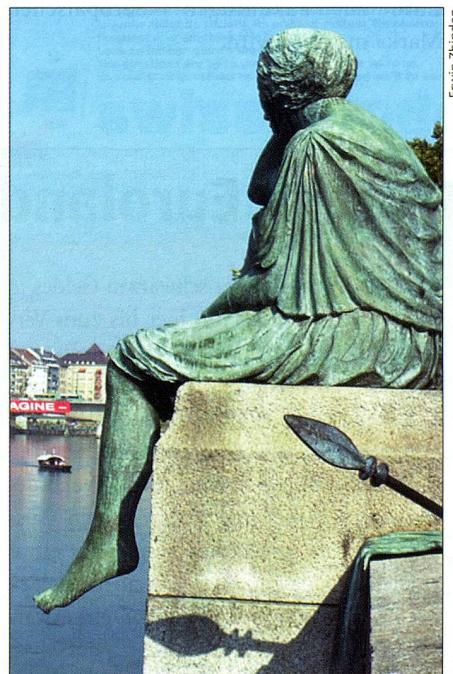
Mutter Helvetia blickt ins Euroland

Es wird zwar eine sanfte Revolution sein, aber eben doch eine Revolution: Ab dem 1. Januar 2002 werden die Währungen zwölf europäischer Länder verschwinden und der Einheitswährung Euro das Feld überlassen.

Eine kurze Übergangszeit lang werden die Landeswährungen noch parallel gültig sein, in der Regel bis zum 28. Februar – mit Ausnahme von Frankreich (17. Februar), Irland (9. Februar) und Deutschland, wo überhaupt keine Übergangsperiode vorgesehen ist und die Mark am 31.12.2001 aus dem Verkehr gezogen wird. Nach Ende der gesetzlichen Gültigkeitsfristen tritt auch eine letzte Frist für den Umtausch der Banknoten in Kraft (im Allgemeinen bis Mitte oder Ende 2001, mit einigen Ausnahmen).

Ähnliche Richtlinien gelten für das Ein- sammeln der Münzen; die Fälligkeiten variieren hierbei von Land zu Land. Um den Übergang auf den Euro zu erleichtern, haben einige Länder bereits beschlossen, die Bankschalter am 31. Dezember 2001 und am 1. Januar 2001 offen zu halten.

Die Schweiz gehört bekanntlich nicht zum Euroland; für ihre Währung ergeben sich beim Übergang denn auch keinerlei



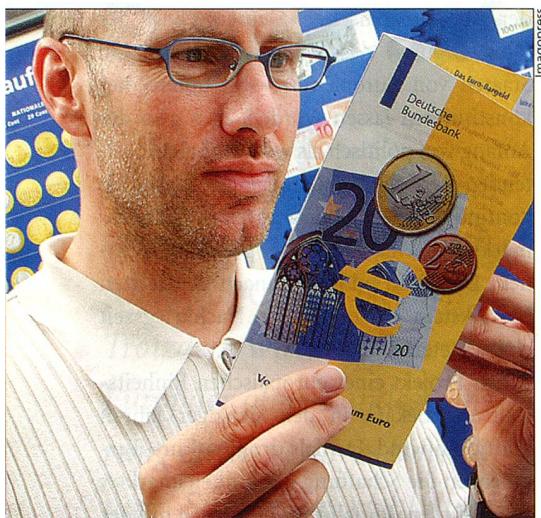
Probleme. Die Schweizer Banken haben ihre Strukturen bereits auf die Einführung des Euro in den Bankenalltag ausgerichtet. Der Euro muss nun als neue Marktwährung berücksichtigt werden; die Grossverteilern, viele Hotels, Restaurants und Läden sowie die

SBB werden Zahlungen in Euro akzeptieren, so wie sie bisher die einzelnen Fremdwährungen akzeptiert haben. Es sei daran erinnert, dass sich in der Schweiz im letzten Jahr die Ausgaben ausländischer Gäste auf 13 Milliarden Franken beliefen und Touristen aus dem Euroland für zwei Drittel der Ferienübernachtungen von Ausländern verantwortlich zeichneten.

Für die Auslandschweizer wird die Veränderung um einiges einschneidender sein – die alte Landeswährung verschwindet, und der Bezug zum Schweizer Franken wird nun via Euro hergestellt. In der Substanz ändert sich im Verhältnis zum Schweizer Franken nichts, einzig beim Umtausch der Landeswährung. Ebenso wenig ändert sich das Verhältnis zu den Währungen vieler anderer Länder innerhalb und ausserhalb Europas. Für die Einwohner einiger Länder mit so genannt schwacher Währung gibt es übrigens eine grosse Neuheit: die Einführung, beziehungsweise Wiedereinführung, der Hundertsteleinheit. An den Rappen sind wir Schweizer uns ja seit jeher gewöhnt.

Ignazio Bonoli

Übersetzt aus dem Italienischen von Georges Manouk



Vom Euro zur Mark zum Schweizer Franken... doppelte Konvertierung für Auslandschweizer.

Beschleunigung dieses Einigungsprozesses. Diese Bemühungen endeten schliesslich im Dezember 1991 mit dem Vertrag von Maastricht. Dieser ist die Basis für einen Einheitsmarkt und eine Einheitswährung.

Dem Vertrag von Maastricht kam eine doppelte Bedeutung zu: Einerseits stellte er die Etablierung eines gemeinsamen Wirtschaftsraums dar, in welchem Güter, Personen, Kapital und Dienstleistungen frei zirkulieren konnten, und andererseits die

stärkere Anbindung Deutschlands – eines Kolosses mit einer Bevölkerung von 80 Millionen Menschen – an die Europäische Union durch dessen Verzicht auf das Symbol deutscher Wirtschaftsmacht und Souveränität: die D-Mark. Kein geringes Opfer, wenn man bedenkt, dass eine Währung weit mehr darstellt als ein Zahlungsmittel. Eine Währung gleicht einer Nationalflagge, das Lackmuspapier der Tugenden und Laster eines Volkes. Als Gegenleistung verlangte Deutschland von Brüssel strenge Kriterien zur Vermeidung gefährlicher Währungsfluktuationen. Im öffentlichen Bewusstsein der Deutschen ist die Hyperinflation von 1923 noch immer als Alptraum präsent. Als Voraussetzung für die Gewährleistung der ersehnten Stabilität wurde die Einhaltung bestimmter wirtschaftlicher Parameter fixiert (unter anderem Staatshaushalt, Inflationsrate). Angesichts der Auswirkungen, welche die Einführung des Euro auf die Innenpolitik der am Projekt beteiligten Länder haben wird, überrascht es nicht, dass Grossbritannien, Dänemark und Schweden es vorziehen, noch ein bisschen zuzuwarten, bevor sie diesen Schritt vollziehen. In Brüssel hofft man darauf, dass sich der Euro zur zukünftigen «europäischen Mark» mausern wird.

Unverzichtbar ist dafür das Vertrauen der Konsumenten. Doch die Ausgangslage scheint nicht gerade rosig: Weniger als 60 Prozent der Europäer haben eine positive Einstellung zu einer Einheitswährung.

In der Hoffnung und in der Erwartung, dass auf das Europa der Währungen das Europa der Seelen folgt, wie der deutsche Soziologieprofessor Jürgen Habermas es formulierte, werden wir die kleinen Alltagsprobleme zu lösen haben, die sich aus der Einführung des Euro ergeben. Anfänglich wird es nicht immer einfach sein, den Wert des neuen Geldes in unserem Portemonnaie einzuschätzen. Bei einem in Euro ausbezahlten Lohn könnten sich einige Leute – vor allem in Spanien und Italien –, die es gewohnt sind, in Zehntausend und Millionen zu rechnen, «ärmer» fühlen... was sich beim Einkaufen jedoch schon bald ins Gegenteil wenden könnte. Eine Portion Unbehagen und eine gewisse Heimatlosigkeit werden sich am Anfang wohl unweigerlich einstellen, ähnlich wie bei den Schweizern im Jahre 1851, als der Franken die fast 700 Münzwährungen ablöste, die damals zwischen den Kantonen zirkulierten.



Übersetzt aus dem Italienischen von Georges Manouk.

Ein Refugium mitten im Euroland?



Die europäischen Touristen werden mit ihrem neuen Geld in der Schweiz herumreisen und gewisse Käufe tätigen können. Logisch, denn zwei Drittel unserer Feriengäste kommen ja schliesslich aus Euro-Ländern. Einige von ihnen könnten in ihrem Reisekoffer zusätzlich ihren Sparstrumpf mitführen.

Die Bankiers schätzen, dass sich die unerfassten, privat gehorteten Vermögen in den zwölf Ländern der Währungsunion auf mehrere Milliarden Schweizer Franken belaufen, ohne sich auf genauere Angaben befreien zu lassen. Weil Barkäufe, die einige Tausendernoten übersteigen, untersagt sind, darf davon ausgegangen werden, dass ein

Teil dieses grauen oder schwarzen Geldes in die Schweiz gelangt, um hier bis zum Verschwinden der nationalen Währungen umgetauscht zu werden.

Ein im Jahre 1999 vom Bundesamt für Polizei veröffentlichter Bericht enthielt bereits Befürchtungen über diese «Veränderung von bisher nie dagewesem Ausmass». Heute spricht das Bundesamt etwas vorsichtiger davon, dass es «ein Ansteigen der Zahl neu eröffneter Bankkonten» erwartet. Ist dieser Trend ein Ausdruck des Misstrauens gegen den Euro? Oder wird dadurch Geld am Fiskus vorbeigeschmuggelt? Oder ist's Geldwäscherie? Schwierig herauszufinden. Die Eidgenössische Bankenkommission jedenfalls hat den Auftrag, den Bankensektor vor diesem Problem zu warnen. Die Schweizerische Bankiervereinigung (SBVg)

ihrerseits hat Wachsamkeit propagiert, und die Geldtransporteure sind auf der Hut.

Ein bisher einziges eventuelles Indiz bildet der von der Internationalen Arbeitsgruppe zur Bekämpfung der Geldwäscherie GAFI konstatierte und im Zeitalter der Kreditkarte etwas seltsam anmutende «Anstieg der Nachfrage nach Geldnoten». Diese Feststellung machte im Übrigen auch die Schweizerische Nationalbank in der Zeitschrift «L'Hebdo», ohne dies weiter zu kommentieren.

Werden die Schweizer Banken bald regelrecht gestürmt? Gegenwärtig fürchten sie sich vor allem vor Falschgeld. Eines ist jedenfalls sicher: Sie werden unter strenger Aufsicht stehen. *Isabelle Eichenberger*

Übersetzt aus dem Französischen von Georges Manouk